



«Unsere Gärten sind bescheidener und kleinräumiger als etwa die französischen. Ein bisschen kühler auch.» Enzo Enea, führender internationaler Landschaftsarchitekt. Foto Martin Rütschi

«Ich denke über die Thuja-Hecke hinaus»

Es wird Frühling. Zeit, über unsere Gärten zu reden. Mit Enzo Enea, Stargärtner und Gärtner der Stars

Von Samuel Tanner, Jona

BaZ: Herr Enea, was sagen unsere Gärten über uns Schweizer aus?

Enzo Enea: Wir sind ein Volk, das viel reist – ins Gebirge, ans Meer, in den Himalaja. Ein stolzes Volk auch, stolz auf unsere Reisen und die Heimat. Das sind zwei Welten, die dann im Vorgarten kollidieren. Fahre ich durch das Land, sehe ich zum Beispiel tibetische Gebetsfahnen am Strassenrand und Reiseandenken in den Gärten. Da hat zwar vieles Platz, aber nicht alles passt zusammen.

Gibt es deshalb dieses Chrüsimüsi in unseren Gärten? Mir fallen Thuja-Hecken neben Bambusgehölzen auf und Buddhafiguren zwischen Lounge-Sets.

Kann sein. Wir sehen fremde Länder und wollen dann einen Teil jener Kultur nach Hause nehmen. Ein verständlicher Wunsch. Aber wenn jeder seine Vorlieben in den Gärten stellt und sie nicht mit der Umgebung harmonisiert, finde ich das heikel.

Heikel?

Weil es nicht zusammenpasst. Der Ort bestimmt. Und deshalb ist es beispielsweise falsch, einen Olivenbaum zu setzen, nur weil man Italien-Fan ist. Diese Bäume gehen bei uns kaputt – nicht einmal der Kälte, sondern der Feuchtigkeit wegen. Wir sollten weniger dekorieren und mehr integrieren.

«In Deutschland und der Schweiz sind Hecken verbreitet. Eine gewisse Privacy ist uns wichtig.»

Vor unserem Gespräch war ich in einem Basler Baumarkt. Die Gartenabteilung bereitete sich auf den Frühling vor – sie ist riesig und direkt beim Eingang platziert. Der Verkaufsleiter erzählte von stetig steigenden Umsätzen. Ist es nicht so, dass wir uns generell mehr mit dem Garten beschäftigen als auch schon?

Die Flächen der Gartencenter werden grösser – das ist sicher ein Trend. Nur: In den Baumärkten gehen und die am schönsten blühende Pflanze kaufen, das ist nicht meine Idee von Garten. Auch Trampoline sehe ich nicht als ideale Gartennutzung. Wir sind dauernd Reizen ausgesetzt. Der Garten und Grünflächen ganz generell sollten deshalb Orte der Kontemplation sein – wo man liest, wo das Auge und auch man selbst sich erholt.

Ihr Rat?

Mehr Geld in die Planung investieren! Wenn wir sagen, der Garten gehört zu

unserem Lebensraum, dann müssen wir ihn auch so behandeln, wie wir andere Räume behandeln. Heute läuft es zu oft so: Man will draussen essen und stellt einen Tisch raus. Man will lesen und stellt einen bequemen Stuhl raus. Diese Bedürfnisse könnten mit einer sorgfältigen Planung besser befriedigt werden. Oft steht nun in der Stube ein grosser Tisch, dann kommt eine Glasscheibe – und draussen auf dem Balkon steht schon der nächste Tisch. Man befindet sich in einem Möbellager, anstatt eine schöne Aussicht zu haben.

Die Schweiz als Land der Bastler?

Das will ich nicht sagen. Der Schweizer macht sicher gerne viel selber. Erfindergeist und Ingenieurskunst haben dieses Land auch gross gemacht. Nur: Das Haus plant man ja auch nicht alleine, wieso sollte es beim Garten anders sein?

Das ist doch eine Geldfrage.

Nein, am Ende kostet es viel mehr, wenn Sie dauernd neue Dinge für den Garten kaufen. In dem Basler Baumarkt, den Sie erwähnt haben, steigen die Umsätze der Gartenabteilung offenbar konstant. Sicher nicht der nachhaltigen Gartenplanung wegen.

Sie plädieren für einen subtileren Umgang mit dem Garten.

Ja. Man kauft ein Grundstück – und darauf hat jeder Quadratmeter seinen Wert, finde ich. Die Kaufwut ist heute gross: Jeder hat zwei Paar Ski oder drei Snowboards. Das spiegelt sich im Garten. Deshalb sage ich: Wir sollten uns mehr überlegen, was wir mit dem Garten machen, und zurückkehren zum Ursprünglichen.

Wo liegt dieser Ursprung?

Unsere Gartenkultur ist eigentlich eine französische. Die Rückkehrer unter den Schweizer Söldnern setzten um, was sie in Frankreich gesehen hatten. Sie legten grosse Gemüsegärten an, umschlossen diese mit Buchs und schützten so das Gemüse vor den Schnecken. Auf grossen Bauernhöfen wurde das kultiviert – es war die Geburtsstunde der grossen Bauerngärten. Die sind fantastisch!

Sie reisen viel, planen Gärten und Gartenanlagen auf der ganzen Welt. Wie unterscheiden sich andere Gärten von unseren?

In Südafrika zum Beispiel ziehen sie Mauern mit Glassplittern um die Gärten, schlicht und einfach, um sich zu schützen. In Holland wiederum sehen Sie keine Vorhänge, man sieht fast durch die Häuser hindurch. Und in Deutschland oder in der Schweiz sind Hecken verbreitet. Eine gewisse Privacy ist uns wichtig.

Der Garten als Spiegel der jeweiligen Gesellschaft.

Vielleicht. Die Wiener Gärten sind immer noch sehr klassisch, fast barock. Und wenn ich nach Paris gehe, stelle ich fest: Frankreich ist ein bisschen stehen geblieben in der Gartenarchitektur. Viele Gärten sind noch aus der Zeit von Louis XIV. Sie wurden erhalten und werden gut gepflegt, deshalb sind sie bis heute schön und klassisch – als Strecke das ehemalige Königreich seine letzten grünen Fühler durch die Dekaden in unsere Zeit. In der Schweiz hatten Könige und barockes Hofgehalte nie eine Chance.

Wir sind bescheidener, kleinräumiger, föderalistischer geprägt – auch in unseren Gärten?

Im Vergleich zu England oder Frankreich: auf jeden Fall. Ein bisschen kühler auch.

Der deutsche Professor für Landschaftsarchitektur, Udo Weilacher, sagt: «Die Schweizer bestechen mit ihrer Gartenarchitektur. Sie ist sachlich und langleblich, zwinglianisch geprägt.» Was sagen Sie dazu?

Betrachten wir die moderne Landschaftsarchitektur, dann glaube ich: Ja, er hat recht.

Weilacher begründet: «Die Schweizer stimmen über grosse Gartenanlagen ab, sie beteiligen sich an Debatten über die Landschaft, es entsteht ein gestalterisches Wissen.»

Wenn wir die Gartengestaltung im öffentlichen Raum anschauen, dann pflichte ich bei. Wir müssen uns mit den Projekten befassen, es ist unser eigenes Geld, das ausgegeben wird. Wir setzen uns mit Entwürfen, Bauzonen und Plänen auseinander, überlassen die Arbeit einem Architekten und blicken ihm über die Schultern. Wird der eigene Garten umgestaltet, greift dieser Mechanismus aber interessanterweise nicht. Da will man plötzlich alles selber können.

Wie viel hat Ihre Arbeit mit dem Schweizer Durchschnittsgarten zu tun, von dem wir jetzt gesprochen haben? Mit Gärten, in denen eine Thuja-Hecke steht oder eine Buddhafigur.

Ich glaube, ich habe noch nie eine Thuja-Hecke gesetzt. In meinem ganzen Leben nicht.

Sie lachen.

Was ich mache, hat mit einer ganz anderen Idee vom Raum zu tun, mit einem anderen Gefühl für die Umgebung, für deren Wert. Ich versuche, den Garten nicht nur als solchen zu sehen. Die Thuja-Hecke ist nicht meine Grenze. Ich will den Baum des Nachbarn ebenfalls integrieren in

irgendeiner Art. Auch wenn er nicht mir gehört, im Blick habe ich ihn ja trotzdem. Wie scheint die Sonne in den Garten? Woher kommt der Wind? Lasse ich ihn hinein oder will ich mich vor ihm schützen? Das lasse ich alles einfließen. Eine tendenziell japanische Denkweise. Die Japaner hatten immer wenig Platz, aber sie haben ihn genutzt und so Schönheit geschaffen.

«Ich will den Baum des Nachbarn ebenfalls integrieren – auch wenn er nicht mir gehört.»

Wie meinen Sie das?

Nehmen wir an, wir haben zehn Quadratmeter. Das ist wenig, aber daraus kann man viel machen. Wir pflanzen nur einen Baum, wir verlegen Kies, arrangieren zwei Stühle und eine schöne Mauer. Voilà! Das ist ein fantastischer Raum. Nicht jeder kann sich hundert Quadratmeter leisten, dessen bin ich mir bewusst.

Wer nicht viel Platz hat, überlegt sich eher, was er damit anstellt.

Ja, aber nicht nur. Die Japaner hatten Königshäuser mit riesigen Gärten – wie die Franzosen, wie die Engländer. Das bringt eine Kultur des Stolzes, des Grössenwahrns womöglich. Wir Schweizer sind zwinglianisch geprägt. Das ist unsere Art, daraus müssen wir etwas machen. Wir bilden Lehrlinge aus: Sanitärler, Schreiner, Gärtner, alles Top-Leute. Die Qualität und die Genauigkeit, die wir haben, gibt es in anderen Ländern nicht. Das ist unsere Kultur.

Sie haben vorher unseren Ursprung angesprochen, die riesigen Bauerngärten. Hatten wir zu lange zu viel Platz und gehen deshalb zu wenig bewusst damit um?

Das würde ich nicht sagen. Wir könnten uns einfach mehr mit dem Garten beschäftigen. Und nicht nur ein Räsli legen, eine Thuja-Hecke pflanzen und einen Buddha reinsetzen. Das kann es nicht sein, das ist nicht unsere Kultur.

In der Öffentlichkeit kennt man Sie als «Gärtner der Stars». Worauf legt zum Beispiel Tina Turner Wert, wenn es um den Garten geht?

Als ich für sie gearbeitet habe, ging es um einen alten Baumbestand, aus dem wir etwas gemacht haben. Ich arbeite aber mit Tina Turner nicht anders als sonst. Sehr individuell. Oft haben wir bei unseren Kunden das Glück, dass sie Bäume und Pflanzen

gernhaben, dass sie sich intensiv mit unseren Ideen auseinandersetzen.

Woran erkenne ich als Laie einen Enea-Garten?

Das ist schwierig. Ich arbeite zum Beispiel nicht immer mit den gleichen Bäumen. Ich halte mich an meinen Grundsatz: Der Ort entscheidet. Man erkennt unsere Gärten höchstens an ihrer Textur.

Was meinen Sie damit?

Das kann ich nicht beschreiben. Es geht um Proportionen, darum, wie sich ein Garten anfühlt.

Wo holen Sie sich die Inspiration für Ihre Arbeit?

Indem ich mit Ihnen rede und mir Ihre Gedankengänge anhöre. Indem ich Stühle betrachte: Wie sind sie abgerundet? Wie gemacht? Wie ist die Form des Holzes? Solche Details. Die Inspiration kann von überall kommen.

Es wird jetzt Frühling, die Leute gehen wieder in ihre Gärten. Wie kann sich der Liestaler Einfamilienhausbesitzer ein bisschen von diesem Geist, den Sie pflegen, in seinen Gärten holen?

Er sollte sich umschauen – in Liestal, oder wo auch immer er zu Hause ist. Die besten Sachen aus dem Ort rauspicken und in den eigenen Garten setzen. Das kann ein fantastischer Apfelbaum sein, und das ist dann bereits mehr als genug. Man sollte sich lieber einen gemütlichen Samstag machen und beim Grossvater einen alten Baum ausgraben, statt ins Gartencenter zu stressen. Das ist der Punkt: nicht zu weit suchen. Der Geist ist immer schon da, aber man muss ihn vielleicht wecken.

Nicht im Übergwändli

Jona. Für Enzo Enea, 51, ist ein Baum immer mehr als ein Baum. Er ist der Künstler unter den Gartenbauern, der Mann im offenen Hemd statt im Übergwändli. Hört man sich in der Branche um, sagen einem seine Kollegen: «Missfällt Eneas Kunden ein Baum in ihrem Garten, fällt er ihn nicht – er erklärt den Kunden dessen unschätzbaren Charakter.» Enea studierte Landschaftsarchitektur in London und machte aus dem Einmannbetrieb seines Vaters in zwanzig Jahren ein mehrfach ausgezeichnetes und hochgeschätztes Unternehmen. Rund 200 Mitarbeitende arbeiten in Rapperswil-Jona und Miami für ihn. Enea und seine Leute planen Gärten für Prinz Charles oder Tina Turner – und Anlagen in São Paulo, in Shanghai oder in Zürich. sta